

Menschenwürde

TEIL 2

Ohne Auto ist man niemand

Es gibt Ereignisse im Leben, die die Menschenwürde tangieren. Das hinterlässt Narben. Drei Menschen schildern ihre Erfahrungen, wie sie Entwürdigungen erlebt haben. Der erste ist P. G., der nach einem Hirnschlag von seiner Partnerin auf die Strasse gestellt wurde, weil er sie nicht mehr mit dem Auto herumfahren konnte.

von Christine Schnapp



P. G. hat im Männerhaus wieder Hoffnung geschöpft.

«**M**ein Rucksäcklein, das ich mittrage, wird von Tag zu Tag leichter. Vorher war es 100 oder mehr Kilo schwer und hat mich zu Boden gezogen. Früher konnte ich nicht gut Hilfe annehmen, wollte immer so viel wie möglich selber machen. Aber jetzt geht das nicht mehr. Mit den Ämtern und so geht das nicht. Die haben ihre Systeme, nach denen es funktioniert, und ein Zwischendurch gibt es nicht.»

Mit einem grossen Rucksack ist P. G.* im März dieses Jahres im Männerhaus Zwüschehalt in Bern angekommen, hinter sich den entwürdigendsten Moment seines Lebens. Seither geht es wieder aufwärts mit ihm. Schritt für Schritt bringt er mit Unterstützung wieder Ordnung in sein Leben, das schon seit längerer Zeit aus der Bahn geraten ist.

Begonnen hat alles 2014 mit dem ersten Hirnschlag. P. G., der sein Leben lang gearbeitet hat und sich um alle kümmerte, war von einem Tag auf den anderen arbeitsunfähig. Kurz danach ging seine Ehe in die Brüche, und er musste sein Haus verkaufen, um der Exfrau Unterhalt und Alimente für die Tochter zahlen zu können, obwohl diese bei ihm lebte. Zumindest anfänglich, denn seine Kraft, den Haushalt so zu führen, wie er es gerne getan hätte, war nach dem Hirnschlag beschränkt. So war es in der gemeinsamen Wohnung von Herrn G. und seiner Tochter J.* nicht immer ordentlich, weshalb ihm die Tochter weggenommen wurde. Finanziell begann damals eine schwierige Zeit, deren Nachwirkungen bis heute andauern. Obwohl P. G. vom Arzt 100 Prozent Arbeitsunfähigkeit bescheinigt ist, erhält er nur ein halbe IV-Rente. Zieht er davon die Unterhaltszahlungen für die Exfrau ab, bleibt wenig übrig. So blieben manche Rechnungen liegen, und wurden mit der Zeit zu Betreibungen. Hinzu kommt die Lücke in der AHV, weil er nicht gearbeitet hat, die er nun nachzahlen soll.

Ein kurzer neuer Anfang

Doch es gab auch gute Tage. An einem von diesen machte Herr G. einen Ausflug nach Zürich und lernte dort eine Frau kennen. Die beiden telefonierten oft, kamen sich näher und gingen schliesslich eine Beziehung miteinander ein. P. G. zog als Untermieter von Bern in den Kanton Zürich zu seiner neuen Freundin. Dass sie gelegent-

lich zu viel Alkohol trinkt, war ihm schon bewusst, als er sie kennengelernt hatte. Sie war dann auch in Kliniken für Entzüge. In dieser Zeit hat er auf ihren Hund aufgepasst und sich um alles gekümmert. Vor allem aber konnte er damals noch Auto fahren und seine Lebenspartnerin von A nach B chauffieren, was sie sehr schätzte. Ein halbes Jahr lang hatte sie nichts getrunken, doch dann starb ihre Mutter und es wurde ihr alles zu viel. Von da an gab es nur noch den Wein. Nicht mal an der Beerdigung konnte sie teilnehmen, die Herr G. für sie und ihre Mutter organisiert hatte. «Das fand ich ganz schwach von ihr. Ich habe alles organisiert, und sie war zu Hause und hat nichts mitbekommen.» Solange er konnte, hat er noch für seine Freundin geschaut, im Haushalt geholfen und sie mit dem Auto herumgefahren.

Doch dann ereignete sich im November 2017 der zweite Hirnschlag, nach dem P. G. halbseitig gelähmt war. In der Reha hat er zwar wieder Gehen gelernt, aber er ist nicht mehr derselbe seither. Er wird sehr schnell müde, wenn er körperlich tätig ist, Kochen und Haushalten ist für ihn fast nicht mehr möglich. Und vor allem kann er nicht mehr Auto fahren. Ohne Auto sei man niemand, habe seine Freundin mehrmals zu ihm gesagt. Für sie hatte die Beziehung unter diesen Umständen keinen Wert mehr. Trotzdem feierten die beiden noch zusammen Weihnachten und im Februar erst seinen und dann ihren Geburtstag. Doch am Abend ihres Geburtstags hat sie ihm gesagt, dass er ausziehen muss. Von einem Tag auf den anderen. Herr G. wusste nicht, wo er hin sollte, er hat

te keine finanziellen Möglichkeiten, fühlte sich komplett wertlos. «Ich habe mich so um sie gekümmert, und als es mir schlecht ging, kam nichts mehr zurück.» Wenn er damals gekonnt hätte, hätte er Schluss gemacht.

Ein guter Ort für Männer

Doch zum Glück ist seine Tochter da, findet im Internet das Männerhaus und bringt ihn dorthin. «Nach einer Woche im Männerhaus ist mein Lebensmut zurückgekehrt. Es ist gut, hier mit jemandem sprechen zu können.» P. G. hat noch ein Stück Weg vor sich; er muss eine ganze IV-Rente beantragen und Ergänzungsleistungen, falls es nicht reicht. Er wird den Zwüschehalt, der eben nur ein Zwischenhalt ist, bald verlassen und eine eigene Wohnung beziehen. Die Behörden und Ämter machen es ihm nicht leicht, Ordnung im Leben zu schaffen. Es sind viele Vorgaben zu beachten, Papiere einzureichen, und man braucht Orientierung im Ämterdschungel – etwas, was einem in schwierigen Zeiten schon mal abhandenkommt. Doch er hat das Glück gehabt, dass er an einem Ort gelandet ist, wo man sich um Männer wie ihn kümmert. «Was ich hier erlebe, schätze ich sehr. Das gibts auf keinem Amt. Das gibt mir Lebenswillen und den Mut, weiterzumachen, auch für meine Tochter. Jetzt kümmert sich mal jemand um mich und das ist sehr schön. Trotzdem hatte ich am Anfang Mühe damit.»

**Namen d. Red. bekannt*

«Ich habe mich so um sie gekümmert, und als es mir schlecht ging, kam nichts mehr zurück», P. G.

«Ich dachte, ich müsse vor Schmerzen sterben»

Keine Frage, eine Geburt ist immer ein Grenzerlebnis für eine Frau. Ohne verständnisvolles Personal kann dieses Ereignis aber schnell zur entwürdigenden Gebärmachinerie verkommen. So hat es auch Melanie Müller bei ihrer ersten Geburt erlebt.*

Ich dachte halt, es sei eine gute Idee, nicht zu viel über Geburten zu wissen. Als ich schwanger war mit meinem ersten Kind, war ich noch sehr jung und der Überzeugung, dass ich das mit diesem Baby alles irgendwie schaffen werde und es gut kommt, inklusive die Geburt. Ich hatte auch schon viel Erfahrung mit Kindern, zudem war ich noch im Studium und habe daneben gearbeitet – auf alle Fälle bin ich nicht in einen Geburtsvorbereitungskurs und habe auch nichts über Entbindungen gelesen im Voraus. Überdies

bin ich jemand, die viel Vertrauen hat in Fachpersonen auf Gebieten, von denen ich nicht viel weiss. Dazu gehört eben auch medizinisches Personal. Ich gehe in der Regel einfach davon aus, dass die wissen, was sie tun, und ihre Sache gut machen. Ja, und dann ist halt wenige Tage vor dem Termin nachts die Fruchtblase geplatzt und damit auch meine ganze Sicherheit.

Ab diesem Moment hatte ich unglaubliche Angst vor diesen Vorgängen in meinem Körper, über die ich absolut keine Kontrolle hatte. Die



Symbolbild

Hebamme im Spital hat überhaupt nicht verstanden, in welcher Verfassung ich war. Oder vielleicht war es ihr egal, ich weiss es nicht. Auf alle Fälle habe ich von ihr keine Empathie gespürt. Sie hat einfach ihr Programm durchgezogen, und dazu gehörten weder ein Lächeln noch ein nettes Wort zu einer, die auf einem Folterbett liegt. Jetzt rächte sich auch, dass ich mich nicht darüber informiert hatte, wie eine Geburt abläuft. Ich wusste nichts über die verschiedenen Phasen und wie ich mich verhalten soll, hatte keine Ahnung, in welchem Moment man noch die Position wechseln kann usw. Und vor allem hatte ich mich nicht kundig gemacht über Schmerzmittel während der Geburt. Ich lag da also, die Panik schnürte mir die Luft ab und ich dachte, ich müsse vor Schmerzen sterben.

Körper verharrt im Schmerz

Als ich um ein Schmerzmittel bettelte, meinte die Hebamme bloss, das sei jetzt zu spät, sie gebe mir einen warmen Heuwickel und ein paar Globuli. Das ist etwa so, wie wenn man einen Vulkanausbruch mit einer Wasserpistole stoppen will. O. k., Schmerzmittel sind das eine, aber dass sie auch nie versucht hat, meine Angst ein wenig zu mildern, das war wirklich schrecklich. Kein nettes, beruhigendes Wort kam von dieser Person. Es war unglaublich entwürdigend, über-

haupt nicht ernst genommen zu werden. Vielmehr wurde ich eher noch zurechtgewiesen, ich solle mich nicht so anstellen. Meine Bedürfnisse waren überhaupt kein Thema. Sie sagte, es ginge hier um das Baby. Aber dem Baby ging es die ganze Zeit gut. Mir nicht. Als es vorbei war, hat sie sich zum Glück schnell aus dem Staub gemacht. Mein Körper aber hatte ein Trauma erfahren, das er kaum überwinden konnte. Wochenlang ist er im Zustand der maximalen Geburtsschmerzen verblieben. Erst nachdem ich ein paar Wochen später bei einer Nachuntersuchung mit meiner Gynäkologin über alles sprechen konnte, hat er sich langsam entspannt und die Schmerzen gingen weg. Sie hat mir dann auch gesagt, dass man zu jedem Zeitpunkt der Geburt ein Schmerzmittel geben kann – der Phase angepasst.

Auch die Geburt meines zweiten Kindes war schrecklich. Geburten sind einfach der Horror, aber diesmal hatte ich nette Menschen um mich herum, die mir Mut gemacht haben, statt mich noch zu demoralisieren. Und ich habe ein Schmerzmittel erhalten, das die schlimmsten Spitzen gebrochen hat.

Aufgezeichnet von Christine Schnapp

*Name v. d. Red. geändert

Hinter Gitter mit dem Pazifistenschwein!

Kein Militärdienst – keine Würde. So tickt die Schweiz Ende der 1980er-Jahre noch. Militärdienstverweigerer Urs Früh bekommt das mit der ganzen Härte des Gesetzes zu spüren. von Christine Schnapp

Die Welt steckt noch mitten im Kalten Krieg, als Urs Früh* das Aufgebot für die Aushebung erhält. Armeeja oder nein ist keine Frage, die sich die Gesellschaft zu dieser Zeit stellt. Nur ein paar notorische Pazifisten wissen, dass Waffen die Welt nicht besser machen. Selbst Urs Früh, der unter solchen Pazifisten in Kommunen gross geworden ist, hat sich noch keine weitreichenden Gedanken über sein mögliches Soldatsein gemacht. Die Aushebung ist denn auch eher ein sozialer Event mit Gleichaltrigen, bei dem man sich beim Sporttest mit ihnen messen kann. Herr Früh nimmt vor allem seinen ers-

ten Rang im Zwölfminutenlauf mit nach Hause und nebenbei noch die Einteilung zu den Sanitätern, was er noch als halbwegs sinnvoll erachtet. Doch zu Hause in der Kommune lässt man ihn ganz genau wissen, was man von Sanitätern, anderen Soldaten und der Armee im Allgemeinen hält – nämlich gar nichts. So beginnen sich im Kopf von Urs Früh neben Ausbildungs- und Adoleszenz- und anderen altersbedingten Fragen langsam die Gedanken über seine persönliche Einstellung zum Militär zu drehen. Ein Jahr später rückt er dennoch ohne konkreten Plan in die RS ein, dafür mit umso längeren Haaren. Abwarten



Foto: Keystone/Christian Beutler

Symbolbild



Foto: Instantis, istockphoto.com

und schauen, was passiert, ist sein Credo. Lange warten muss er nicht. Wegen der Haare von Beginn weg im Schikane-Fokus der Unteroffiziere, soll er bei einer der ersten Übungen mehrmals gegen eine Garagentüre rennen. Auch die Kollegen üben Druck aus wegen der Haarpracht, das berühmte Kollegenschwein kommt früh zur Sprache. Die Verlogenheit der Armee, die Offenbarung, worum es ihr tatsächlich geht und ihre Bereitschaft, ihre Angehörigen zu entwürdigen, zeigen sich schnell und klar. Am dritten Tag gibts die feierliche Waffenübergabe für die neuen Rekruten. Es ist der Wendepunkt, nach dem es für Herrn Früh kein Zurück mehr gibt.

Einmal kriminell – lange kriminell

Die Waffe annehmen und damit Teil des Systems werden, kann er nicht. Stattdessen wird er zum Militärpsychologen geschickt und bricht dort in Tränen aus – der Druck der vergangenen Tage ist zu gross geworden. Wieder zu Hause muss er sich Gedanken machen, wie es weitergehen soll. Ein psychiatrisches Gutachten, das ihn für untauglich erklären würde, lehnt er ab. Er ist nicht untauglich, sondern überzeugt, dass die Armee keine Lösung ist für Konflikte; und er ist der Meinung, dass man in einer Demokratie dieser Überzeugung sein darf, so wie man es auch der gegenteiligen gestattet. So endet die kurze Armeekarriere des Urs Früh vor dem Militärgericht. Er erscheint dort mit kurzen Haaren und einer vagen Verteidigungsstrategie, hat er doch in seinen Augen nichts Falsches, sondern das mora-

lisch einzig Richtige getan. Die Richter machen allerdings kurzen Prozess – in einer Verhandlung, die der Atmosphäre des Kalten Krieges in nichts nachsteht, beginnt die totale Kriminalisierung von Früh und seinem Handeln, und er wird zur angewandten Höchststrafe von zwölf Monaten Gefängnis verurteilt. Hinter Gittern braucht es nicht viel zusätzliche Anstrengung, um einen Menschen zu entwürdigen. 20 Stunden täglich alleine in der Zelle, keine Beschäftigung, kein Wissen darüber, wann ein Telefonat oder Besuch möglich ist, und stets zu wenig zu essen – das würde vermutlich jedem Betroffenen zusetzen. Zudem werden im Gefängnis alle gleich behandelt, egal ob Mörder, Dieb oder Militärdienstverweigerer, es sind allesamt Kriminelle – egal ob sie jemandem geschadet haben oder nicht. Diese staatliche Praxis nimmt man nach dem Absitzen der Strafe mit ins Zivilleben. Bei der Wiederanmeldung auf der Gemeinde, bei der AHV oder im Kontakt mit einem neuen Arbeitgeber muss man erklären, wo man die letzte Zeit verbracht hat, und man bleibt der vorbestrafte Kriminelle – auch als Pazifist, der keiner Fliege etwas zuleide tut. Gebrochen hat das Gefängnis Urs Früh nicht. Doch die Entwürdigungen haben seiner Seele Schaden zugefügt, der auch 30 Jahre später noch teilweise spürbar ist.

**Name v. d. Red. geändert*

*In der nächsten Ausgabe:
Geld und Würde, Interview mit Ueli Mäder.*